

Zeitschrift: Fachblatt für schweizerisches Heim- und Anstaltswesen = Revue suisse des établissements hospitaliers
Herausgeber: Verein für Schweizerisches Heim- und Anstaltswesen
Band: 47 (1976)
Heft: 5

Artikel: 1. Erwartungen an den Heimerzieher
Autor: Bichsel, E. / Berger, Hans / Gräub, Fredy
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-806680>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 26.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

1. Erwartungen an den Heimerzieher

1.1 Erwartungen an den Heimerzieher aus der Sicht eines Versorgers

von E. Bichsel

Wünsche und Ansichten zur Ausbildung; Anforderungen und Voraussetzungen im Heim. (Wer sich nicht für Grundsätze interessiert, kann Kapitel I und II überspringen.)

1.1.1 Erziehung ist komplex und vielschichtig

Erziehung geschieht immer in Prozessen, ist sehr komplex und hängt von verschiedenen Faktoren ab:

- a) von unsern Zielvorstellungen, unserem Denkmodell;
- b) von der oder den Person(en), die erzogen werden sollen;
- c) von der/den Erzieherpersönlichkeit(en);
- d) vom Angebot der Lernmöglichkeiten;
- e) von der Umwelt (Ort, Raum, Mitmenschen usw.), der Kultur;
- f) von der Beurteilung (Interpretation, Evaluation) des Erziehungsprozesses.

Erziehung ist somit etwas, das zwischen zwei oder mehreren Personen passiert, und zwar in einer unabsehbaren Zahl von Situationen. Erziehung läuft nie nur in eine Richtung, sondern ist wechselseitig. Das Kind wird nicht nur von seinen Eltern, Erziehern, Lehrern, Kameraden oder andern Personen erzogen, sondern es beeinflusst mit seinen Reaktionen und Verhaltensweisen auch die Erwachsenen, seine Mitmenschen und erzieht demnach auch sie. Anders gesagt: Alle Menschen stehen in einer gegenseitigen Abhängigkeit, weil bekanntlich der Mensch ein soziales Wesen ist, das auf Mitmenschen angewiesen ist.

Normalerweise wird ein Kind in eine Familie hineingeboren. Es hat immer eine Mutter und einen Vater, auch wenn es sie nicht kennt. Schon bei der Geburt spielen verschiedene Gegebenheiten für das Kind eine wesentliche Rolle, die es im Laufe der Zeit prägen:

- bereits vorhandene Geschwister oder Alleinkind,
- Altersabstand zu älteren oder jüngeren Geschwistern,
- Altersunterschied der Eltern untereinander und zum Kind,
- Gründe der Eheschliessung bzw. der Nicht-Heirat,
- Verhältnis zwischen Vater und Mutter bzw. zum Kind,
- erbbedingte Intelligenz und Vitalität des Kindes und der Eltern,
- Nahrung, Lebensraum des Kindes usw.

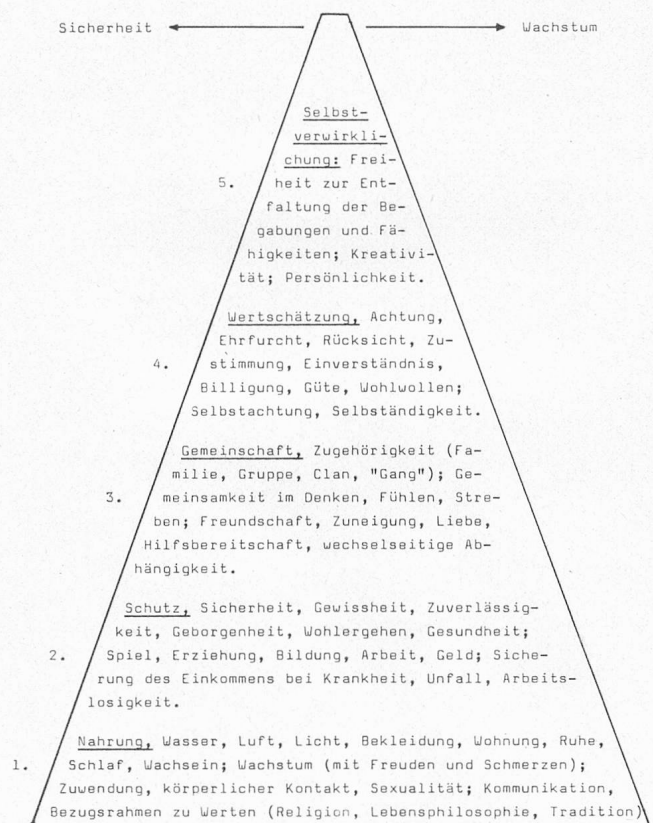
Am wichtigsten aber ist die Beziehung, die Kommunikation unter den Eltern und zum oder zu den

Kind(ern), sei es mit Worten oder mit Mimik, Gestik und Körperhaltung. Darin eingeschlossen ist die Verantwortung und die Zielsetzung, die die Familienglieder für einander haben. Für das Kind kann auch von grosser Bedeutung sein, ob es überhaupt erwünscht war und ist.

1.1.2 Erziehungsziele

Nach meinem Verständnis des Menschen muss jeder lernen, seine Bedürfnisse und Wünsche zu befriedigen, ohne das Wohl der Gemeinschaft zu verletzen. Dazu gehören vorerst einmal die Grundbedürfnisse, wie Nahrung, Luft, Licht, Kontakt usw. Nötig ist aber auch eine Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft, eine wechselseitige Abhängigkeit, sei es in einer Familie, in einer Gruppe, in einer Freundschaft oder Ehe, wo jeder Mensch Schutz und Sicherheit findet und auch die Sexualität ihren Platz hat. Jeder Mensch soll lernen, die Verantwortung für seine Handlungen zu übernehmen, Andersdenkende und sich selber achten, Ehrfurcht vor dem Leben haben; Kinder und Erwachsene sollen fähig sein, Probleme zu erkennen und sie gemeinsam mit den Mitmen-

Verwirklichung der menschlichen Ziele



schen zu lösen, was eine Urteils- und Kritikfähigkeit bedingt. Und endlich soll der Mensch seine Fähigkeiten und Begabungen entfalten können und so zu einer Selbstverwirklichung kommen. Dies gelingt, wenn Freude am Leben und an andern Menschen möglich ist und das Individuum liebt und geliebt wird. Diese Bedürfnisse und Erziehungsziele kann man in einer Pyramide darstellen (siehe Seite 132).

Nur wenn wir uns ein klares Bild machen, zu was wir junge Menschen erziehen wollen, können wir nach Lösungen und Antworten suchen, wie diese Erziehungsziele zu erreichen sind. Dies gilt für die Familie wie für das Heim gleichermassen. Häufig steht aber das Kind im Heim in einer gewissen Krise, weil es von seiner Familie als Sündenbock, als Aussen-seiter und Versager betrachtet wird. Es ist vielfach entmutigt, hat grosse Ängste, zeigt starke Aggressionen, fühlt sich minderwertig, hat Schuld- und Hassgefühle. Die Aufgabe des Heimes ist es, diese Probleme und Schwierigkeiten abzubauen, zu beheben und die Entwicklungsrückstände möglichst wettzumachen, damit das Kind im späteren Leben ein vollwertiger Mensch wird und die oben genannten Erziehungsziele soweit wie möglich erreicht werden.

1.1.3 Die Besonderheiten des Heimkindes

Das Kind im Heim (das gilt auch für den Jugendlichen) hat in der Regel vor seinem Eintritt verschiedene legitime Bedürfnisse und Wünsche nicht oder ungenügend befriedigen können. Häufig kommt es aus gestörten Familienverhältnissen, aus unvollständigen Familien, wo man ihm feindlich oder zwiespältig gegenüberstand bzw. noch steht, oder es ist körperlich und/oder geistig behindert und kann den normalen Anforderungen der Umwelt nicht gerecht werden. Trotz grosser Bemühungen der Institutionen und der Verantwortlichen im Heim müssen noch viele Heimkinder in einem recht engen Lebensraum aufwachsen, sei es in kleinen Schlafräumen mit mehreren Betten oder in Gruppenräumen mit vielen Kindern. Nicht überall ist genügend Platz zum Basteln und Spielen. Diese mangelnden äusseren Bedingungen erschweren natürlich die Erziehung, weil damit das frühere Zukurzgekommen sein teilweise auf einer andern Ebene weiterbesteht. Schlimm für die normale Entwicklung wirkt sich aber vor allem der häufige Wechsel des Erzieherpersonals aus, denn eine dauerhafte Beziehung zu erwachsenen Personen ist dann gar nicht möglich. Eine vermehrte Konstanz in der Betreuung des einzelnen Kindes ist unbedingt anzustreben.

In einem Projekt «Heilpädagogische Grossfamilie» hat R. Widmer u. A. einige wichtige Vorschläge gemacht um Kindern aus gestörten Familienverhältnissen mit entsprechenden schulischen, leistungsmässigen und psychisch bedingten Verhaltensstörungen bessere Entwicklungschancen zu geben. Auf das Heim übertragen, scheinen mir folgende Dinge wichtig zu sein:

- Das Kind benötigt ein Milieu, das möglichst einer natürlichen Familie entspricht, wo persönliche Zuneigung, Wertschätzung und Anteil-

nahme vermittelt werden. Dazu gehört auch all das, was täglich in einer Familie geschieht: «Planung» des Tages, Einkauf im VOLG-Laden oder am Migros-Wagen, kochen, essen, plaudern am Familientisch, Aemtlı besorgen, Schulaufgaben machen, einander bei der Arbeit und bei persönlichen Problemen helfen, Freizeit allein oder gemeinsam gestalten, Kontakte mit der Aussenwelt pflegen usw.

- Für das einzelne Kind ist eine «Familie» wohl nur dann übersichtlich, wenn nicht mehr als 10 Personen (inkl. Erwachsene) beisammen leben. Das Alter und das Geschlecht der Kinder sollte ähnlich wie bei einer normalen Familie, also verschieden sein, damit Buben und Mädchen, jüngere und ältere einander kennenlernen und so die wechselseitige Abhängigkeit auf verschiedene Arten erfahren.
- Das Heim bzw. die Gruppenräume sollten derart gestaltet sein, dass sie Wohlbefinden und Geborgenheit schenken. Für jedes Kind sollte die Möglichkeit bestehen, sich an einen stillen und ruhigen Ort zurückzuziehen, wenn es dies wünscht. Das Kind benötigt eine Privatsphäre, zum Beispiel genügend Platz für seine persönlichen Dinge, die es jederzeit zur Verfügung haben sollte. Dazu gehören etwa Zeichnungen, Fotos, Bücher, Geschenke, Ovomaltine von daheim, Spielzeuge, Andenken usw. Die Privatsphäre kann zusätzlich respektiert werden, wenn das Kind mindestens teilweise wählen kann, welche Kleider es aus seinem Kasten anziehen will. Leider überlegen manche Erzieher zuwenig, dass auch das Anklopfen vor dem Eintreten in ein Zimmer die Wertschätzung der Kinder erhöht. Die Privatsphäre schenkt nämlich dem Kind Sicherheit und fördert seine Selbständigkeit. Jeder Mensch hat das Bedürfnis, auch manchmal allein zu sein oder gelegentlich etwas zu tun, das fremden Blicken und Ohren entzogen ist.
- Das Kind benötigt eine stetige Beziehung zur Aussenwelt. Der regelmässige Kontakt mit dem Elternhaus darf vom Heim nicht unterbrochen werden, sondern sollte wenn möglich an jedem Wochenende oder mindestens 14-täglich stattfinden. Falls das Kind nicht in die eigene Familie gehen kann, so sollte es das Wochenende in einer Fremdfamilie, bei Bekannten oder Verwandten verbringen können. Aus diesem Grunde müsste der Standort des Heimes möglichst in der Nähe der Angehörigen sein. Heimkinder haben vielfach mehrere «Eltern», weil die Mutter oder der Vater mehrmals geheiratet haben. Diese Erfahrung kann natürlich mit viel Schmerz, Bitterkeit, Enttäuschung und Angst verbunden sein. Trotzdem ist es ungünstig — vor allem für die Entwicklung des Selbstwertgefühles (Sicherheit und Wertschätzung) —, wenn das Kind sich von einem Elternteil ganz abwendet oder ihn verleugnet.
- Die Eltern sollten regelmässig direkt vom Erzieher oder von der Gruppenleiterin über die vergangene Woche orientiert werden. Das heisst, dass nicht der Heimleiter oder irgend ein Praktikant das Kind den Eltern übergeben darf, sondern diejenige Person, die für die Erziehung wäh-

rend der Woche verantwortlich ist. Nur so sind Informationen aus erster Hand möglich, die viele Missverständnisse verhindern können. Damit die leiblichen Eltern nicht zu Fremdkörpern werden, sondern zum Wachstum des Heimkindes beitragen können, müssen sie auch vom Heim entsprechend ernst genommen und bei der Erziehung miteinbezogen und integriert werden.

- Obwohl verschiedene wissenschaftliche Untersuchungen eindeutig belegen, dass es für Säuglinge und Kleinkinder schädlich ist, in einem Heim aufzuwachsen, wird dieser Tatsache noch nicht überall genügend Aufmerksamkeit geschenkt. Ich bin überzeugt, dass auch grössere Kinder vielfach **in Pflege- oder Grossfamilien eine bessere Entwicklungschance hatten, wenn die Ersatzfamilien gründlicher, sorgfältiger und den Bedürfnissen und Wünschen des Kindes entsprechend ausgewählt würden. Diese Aufgabe machen sich vielfach die Institutionen der offenen Fürsorge zu leicht.**

1.1.4 Der Erzieher und seine Ausbildung

Aus den bisherigen Ausführungen möchte ich nun ableiten, über welche Fähigkeiten, über welches Rüstzeug ein guter Erzieher verfügen sollte. Die Wörter «soll» und «muss» kommen in den folgenden 14 Punkten sehr häufig vor. Ich bin mir bewusst, dass an verschiedenen Orten gute Ansätze vorhanden sind. Mein Wunsch ist jedoch, dass noch weitere Verbesserungen folgen und sich die Ausbildung in dieser Richtung entwickelt.

1. Der Erzieher soll fähig sein, seine eigenen Wünsche und Anliegen offen mitzuteilen, wie auch seine Launen zu zügeln. Er soll über seine Gedanken und Gefühle so berichten, dass das Kind sie verstehen und annehmen kann.

2. Der Erzieher muss die Zeit einteilen und entscheiden, wieviel er für jeden einzelnen, die ganze Gruppe und für sich allein verwenden will (organisieren).

3. Der Erzieher soll eine Autorität, ein Führer sein, der auf freundliche, bestimmte und anregende Weise die jeweiligen Konsequenzen aufzeigen und durchsetzen kann. Er muss Spiele vorschlagen und durchführen können, weil geschädigte Kinder oft wenig oder einseitige Ideen haben.

4. Der Erzieher muss beobachten und zuhören können, wenn er die Wünsche und Anliegen der Kinder wahrnehmen will. Er muss an den Nöten seiner Mitmenschen teilnehmen können, weil nur dann persönliche, dauerhafte und nicht nur oberflächliche Beziehungen möglich sind. Nur bei guter Beobachtungs- und Wahrnehmungsgabe können bei jedem Kind die speziellen Begabungen und Neigungen gefördert werden. Dies erfordert kreative Fähigkeiten.

5. Der Erzieher muss die Empfindungen der Kinder annehmen und respektieren wollen, also Vorurteile vermeiden. Er muss hinterfragen können, weil viele Kinder ihre Wünsche und Bedürfnisse verschlüsselt äussern. Die Kinder sind zu lehren, wie sie Ich-Bot-

schaften äussern können, also nicht andere beschuldigen, beschimpfen, verurteilen, anklagen, sondern lernen, die eigenen Wahrnehmungen und Empfindungen bekanntzugeben.

6. Der Erzieher muss Grenzen setzen können, denn jedes Kind braucht solche. Wenn immer möglich sollte aufgezeigt werden, wodurch das unannehmbar Verhalten ersetzt werden kann. Bei der Erziehung ist deutlich zwischen annehmbaren (erwünschten und zielgerichteten), unpassenden (unschicklichen, nicht hilfreichen) und unannehmbaren (störenden, schädlichen) Verhaltensweisen zu unterscheiden.

7. Der Erzieher muss jedes Gruppenmitglied annehmen und auf seine ganz spezifische Persönlichkeit Rücksicht nehmen können. Er muss das erwünschte Verhalten loben, anerkennen, bestätigen, die speziellen Fähigkeiten und Begabungen fördern können. Andererseits ist manchmal auch eine sachliche Kritik oder eine Sanktion nötig, etwa dann, wenn vorher bestimmte Massnahmen oder Konsequenzen angekündigt wurden und die Vereinbarung gleichwohl nicht eingehalten wird. Zu prüfen ist aber jeweils, ob das Kind überhaupt in der Lage war, die Vereinbarung zu erfüllen.

8. Der Erzieher muss Konflikte lösen wollen und können. Dazu ist die Fähigkeit nötig, zu entscheiden, ob ein Problem nicht beachtet, also nicht darauf eingegangen werden soll, oder ob andere Lösungen (Alternativen) vorzuschlagen sind. Am günstigsten ist es, wenn annehmbare Lösungen gemeinsam mit den Kindern erarbeitet und verwirklicht werden. Das heisst, der Erzieher muss überlegen können, wie ein Problem in kleine Schritte aufgeteilt wird, damit es bewältigt werden kann.

9. Der Erzieher muss sich immer wieder fragen, ob er etwa mit Drohungen, Befehlen, Ermahnungen, Erniedrigungen, Vorwürfen usw. selber Konflikte hervorruft. Wenn es so ist, so muss er Abhilfe schaffen können.

10. Der Erzieher muss zur Mitarbeit motivieren können. Dabei geht es nicht nur darum, den Kindern verständlich zu machen, weshalb sie ins Heim eintraten (manchmal wissen es auch die Eltern nicht!), sondern es müssen die spezifischen Behandlungsziele immer wieder mit den Beteiligten besprochen werden. Im allgemeinen erhalten Kinder viel zu wenig Information darüber, was die Behandlung im Heim erreichen will. Ein Behandlungsvertrag könnte festlegen, welche Verhaltensweisen (Aggressionen, Lügen, Stehlen, Selbstbeschädigungen, Kontakte zum andern Geschlecht, Verzicht auf Drogen, Schulleistungen, Berufsausbildung usw.) wie zu ändern sind. Auf diese Weise könnte eine stärkere Motivation erreicht und die Mitarbeit gefördert werden. Die Länge des Heimaufenthaltes wäre dann besser absehbar.

11. Der Erzieher sollte fähig sein, Familienberatungen durchzuführen und Veränderungen im Familiensystem herbeizuführen, also Eltern zur Mitarbeit zu motivieren, was oft recht schwierig ist. Eine recht grosse Zahl von Familien, die ein oder mehrere Kin-

der im Heim haben, lebt in einem sogenannten geschlossenen Familiensystem. Dieses zeichnet sich dadurch aus, dass Informationen von aussen und von innen unterdrückt und ignoriert werden und so Auseinandersetzungen umgangen werden. V. Satir zählt für diese gestörten Familien folgende Kennzeichen auf:

«Selbstwert:	gering;
Kommunikation:	indirekt, unklar, unspezifisch, inkongruent, anklagend, beschwichtigend, rationalisierend, ablenkend (entwicklungshemmend);
Regeln:	versteckt, unpassend, unmenschliche Regeln bleiben starr, Veränderungen haben sich bestehenden Regeln anzupassen und zu unterwerfen; Einschränkung der Meinungsäusserung;
Ergebnis:	unglücklich, chaotisch, unangemessen, zerstörerisch.»

Es ist hier natürlich nicht der Platz, um darzulegen, wie man das Netz der Familienbeziehungen ändern kann. Verbesserungen sind aber immer möglich, und zwar mit folgenden Techniken (stichwortartig): Probleme definieren, Wünsche äussern lernen, neue Regeln aufstellen, Verstärkung einbauen, Informationen vermitteln, Kommunikationsübungen und nicht-verbale Übungen machen, neue Verhaltensweisen lehren, Gefühle klären (annehmen), Ängste abbauen usw. Wenigstens eine dieser Möglichkeiten will ich im Kapitel «Ängste abbauen» etwas näher beleuchten.

12. Der Erzieher muss teamfähig sein. Darunter ist die Bereitschaft zu verstehen, einerseits etwas von sich abzutreten und andererseits sich helfen zu lassen. Teamarbeit schliesst ständige Koordination der Ideen, Aufgaben und der zu bewältigenden Arbeit mit ein. Besonders bei Entscheiden ist Offenheit und Flexibilität erforderlich. Teamarbeit ist auf der sachlichen wie auf der Beziehungs-Ebene nötig, sei es mit andern Institutionen, «Versorgern», Therapeuten usw.

Die Zielsetzung der Teamarbeit kann auf der sachlichen Ebene wie folgt umschrieben werden: Erfahrungsaustausch, Arbeitsteilung, Kompetenzabgrenzung, Meinungsbildung, Information, Mitsprache, Mitbestimmung, Verbesserung des Betriebsklimas. Soll an der Verantwortung im Heim mitgetragen werden, so ist aber auch die Beziehungsebene von entscheidender Bedeutung: Persönlicher Kontakt, gegenseitige Verständigung, Persönlichkeitsbildung, Förderung der Teamfähigkeit, Identifikation mit der Institution usw.

Sehr wichtig für den Erzieher scheint mir die Psychohygiene zu sein. Nur wenn es ihm gelingt, einen Ausgleich zu seiner täglichen Arbeit zu finden, wird er die nötige Spannkraft und Vitalität haben. Er muss seine persönlichen Wünsche und Ziele befriedigen können (in der Regel ausserhalb des Heimes), um wirklich Freude am Leben und im Menschsein ganz allgemein zu haben (Selbstverwirklichung).

Teamarbeit ist mehr als gelegentliche Teamsitzungen, aber nicht in dem Sinne, dass auch nebensächliche Entscheidungen von allen getroffen werden müssen. Vielmehr sind immer wieder Delegationen nötig.

13. Der Erzieher soll fähig sein, zusammen mit dem einweisenden Sozialberater, dem Lehrer und weiteren Fachleuten — natürlich unter Beizug der Eltern — einen Erziehungsplan aufzustellen und nachher in regelmässigen Abständen über Fort- und Rückschritte einen Meinungsaustausch zu pflegen. Wenn dies geschieht, kann auch rechtzeitig ein Heimaustritt geplant und vorbereitet werden. Falls sich das Kind und die Gruppe nicht rechtzeitig auf eine Aenderung (zum Beispiel Ein- oder Austritte) einstellen können, haben alle viel mehr Schwierigkeiten, die neue Situation zu bewältigen. Bei regelmässigen Aussprachen können auch gegenseitige Erwartungen und Kompetenzen geklärt werden.

14. Der Erzieher muss fähig sein, seine Bemühungen immer wieder kritisch zu prüfen. Was hat er von seinem Erziehungsziel erreicht, was nicht? Welche Hindernisse konnten nicht behoben werden? Was kann zusätzlich unternommen werden, welche Hilfsmittel können eingesetzt werden? Wo liegen die eigenen Grenzen, wo diejenigen des Kindes? Wird das Kind für seine Leistungen genügend anerkannt, bekommt es entsprechende Rückmeldungen? Wie könnte es sich allenfalls besser entwickeln? Wenn der Erzieher auch eigene Fehler und Schwächen eingestehen kann, dann wird er glaubhaft, echt, menschlich, **ein nachzuahmendes Vorbild.**

1.1.5 Ängste abbauen

Ängste sind bei jedem Menschen vorhanden und **spielen für Heimkinder eine grosse Rolle.** Deshalb möchte ich etwas näher darauf eingehen. Nach meinen Erfahrungen können sie meistens weder von Sozialarbeitern noch Erziehern zielgerichtet genug abgebaut werden. Unter Angst verstehe ich eine Mischung von **Ungewissheit, Erregung und Furcht**, wobei immer irgendwelche körperlichen Reaktionen (Spannungen, erröten oder erleichen, Herzklopfen, Durchfall, Ausschläge, Krämpfe usw.) ausgelöst werden. Angst zeigt sich in jeder neurotischen Störung, jedoch bei jedem Individuum wieder anders. Neben genau bestimmbar und abgrenzbaren Ängsten (zum Beispiel Aggressionen, Phobien) gibt es solche, die ganz diffus und in verschiedenen Situationen auftreten (zum Beispiel soziale Ängste). Auch die letzteren müssen möglichst konkret festgestellt werden, was mit einem Angstfragebogen erleichtert wird. (Das Jugendsekretariat Andelfingen besitzt einen aus dem Amerikanischen übersetzten Angstfragebogen mit 111 Angstbeispielen vor Situationen und Gegenständen.)

Bei der Behandlung von Ängsten geht es darum, dass beim Auftreten einer Angst gleichzeitig eine Reaktion erzeugt wird, die mit der Ängstlichkeit unvereinbar ist. Das geschieht vor allem mit Entspannungen des Körpers (Gegenwirkung zur Angstreaktion) und mit sozialen Kontakten (Übungen im

geschützten Rahmen, körperliche Kontakte, beruhigende Worte, Bestätigung, Selbstverstärkungen, Vorbilder usw.).

a) Entspannungsübungen nach Jacobson (verkürzt)

Bei diesen Übungen geht es zunächst darum, überhaupt ein **Gefühl für Spannung und Entspannung in den wichtigsten Muskelgruppen** des Körpers zu entwickeln. Das Training kann auf einem bequemen Stuhl oder auf einer Couch gemacht werden, am besten mit geschlossenen Augen. In der Regel beginnt man mit der Entspannung der Hände und Arme: «Mache bitte die rechte (dominante) Hand zur Faust und beobachte und fühle die Spannung in den Muskeln . . . , gib jetzt nach und achte auf den Uebergang der Spannung zur Entspannung.» Das Gleiche wird nachher mit der linken Hand gemacht, doch wird die Übung mit jeder Muskelpartie mindestens einmal wiederholt. Im nächsten Schritt wird zuerst der rechte und dann der linke Oberarm gespannt und entspannt, indem der Ellbogen angewinkelt wird. Nachher folgt die Gesichtsregion (Stirn, Augenbrauen, Augenpartie, Nase, Kiefer, Lippen, Zunge) und anschliessend Hals, Nacken, Schultern, Brust, Bauch und Rücken, zuletzt Sitzmuskeln, Beine, Füsse und Zehen.

Mit der Zeit gelingt es den Übenden, alle Muskeln gleichzeitig zu spannen oder zu entspannen. Wenn dies erreicht ist, können die angsterzeugenden Situationen und Gegenstände schrittweise und behutsam angegangen werden. Zusammen mit dem Klienten muss die Angsthierarchie festgelegt werden, welche die ganze Skala von keiner bis zu sehr starker Angst enthält. In Gedanken und Vorstellungen oder möglichst in Wirklichkeit muss sich dann der Klient den «gefährlichen» Objekten und Situationen nähern, wobei er dazwischen immer wieder entspannt wird. Kinder können sich häufig schon entspannen, wenn sie sich vorstellen, sie seien an einem guten Essen, an einem Sandstrand oder in einer Badeanstalt.

b) Versenkungsübungen

Kinder und Erwachsene sollten mehr darauf hören, was in ihnen selber vorgeht, ohne aber dabei ständig zu werten und zu urteilen. In einer **entspannten und angenehmen Atmosphäre** kann dieses innere Zuhören zu einem **grösseren Selbstwertgefühl** führen. Diese Technik beherrschen vor allem die Asiaten mit ihren Meditationsübungen. Auch wir Europäer können uns mit ähnlichen Übungen entspannen und so die Grundlagen für die Ueberwindung von Ängsten und Konflikten schaffen.

Beispiel:

Kurze Wörter dienen uns als Konzentrationsgegenstand, zum Beispiel «ich bin», «Eina», «Luma», «Sina» usw. werden zirka 20 Minuten immer wieder innerlich gesagt, wobei wir alles zu vergessen suchen. Werden wir von Gedanken abgelenkt, so sollen wir diese «Störungen» zulassen, aber nicht werten.

Unsere Erfahrungen zeigen, dass mit solchen Übungen besonders **depressive Zustände und Nervosität abgebaut werden können**. Verschiedene Kinder haben Spass daran.

c) Doch—Nein-Übung

Für ängstliche Kinder hat sich die «Doch—Nein-Übung» als hilfreich erwiesen, weil damit die Wahrnehmung und die Beschreibung von Gefühlen bei Meinungsverschiedenheiten aufgezeigt werden kann. **Der Aerger wird vorerst in einer entspannten Atmosphäre ausgedrückt.** Dies geschieht, indem das eine «doch» und das andere «nein» in verschiedenen Lautstärken schreit (also paarweise). Sobald die «Diskussion» zu laut wird oder zu überborden droht, muss sie abgebrochen werden. Nachher findet ein Rollenwechsel statt. Im Anschluss an diese lustige Übung besteht eine günstige Möglichkeit, die gemachten Erfahrungen auszutauschen und die Gefühle zu ergründen.

d) Beschreibung von Gefühlen

Häufig erzeugen Konflikte Ängste, weil wir den Aerger oder die Unzufriedenheit nicht wahrhaben wollen oder uns nicht getrauen, unsere wahren Gefühle den andern mitzuteilen. Dies hat zur Folge, dass unsere Mitteilungen zweideutig werden und noch mehr **Missverständnisse** verursachen. **Meistens suchen wir dann nach besseren Argumenten, statt nach eigentlichen Lösungen.** Der Erzieher muss den Kindern helfen, ihre Bedürfnisse, Interessen und Einwände zu äussern, wozu Ermutigungen nötig sind. Ein Hilfsmittel dazu sind Wertschätzungsübungen mit verschiedenen, alltäglichen Redewendungen. Im Buch «Verhaltenstraining» werden 4 Stufen zur Beurteilung vorgeschlagen, die sehr hilfreich sind:

- Stufe 1: Der Erzieher belehrt, ermahnt, beschimpft oder missversteht das Kind . . .
- Stufe 2: Der Erzieher bemüht sich in seinen Äusserungen um Wertschätzung des Kindes und um Partnerschaft . . .
- Stufe 3: Dem Erzieher gelingt es, in seiner Äusserung dem Kind gegenüber Wertschätzung und Partnerschaft zu verwirklichen.
- Stufe 4: Dem Erzieher gelingt es (nahezu) vollständig, in seiner Äusserung dem Kind gegenüber Wertschätzung und Partnerschaft zu verwirklichen . . .

Neben diesen dargestellten Übungen gibt es natürlich noch viele andere, so können auch mit Bewegungsübungen, Wandern, Gymnastik, Tanzen usw. Entspannungen erreicht werden. Ich wollte aufzeigen, **dass wir bei ängstlichen Kindern wesentlich mehr tun können, als dies bisher der Fall war. Die Ausbildungsstätten müssten meines Erachtens diesen Vorgängen viel stärkere Beachtung schenken.**

Schlussbemerkungen

Sozialberater und Erzieher müssen lernen, wirkliche Veränderungen zielgerichtet herbeizuführen. Sie sind

bekanntlich Fachleute bei der Behebung von Beziehungsstörungen, deshalb müssen sie auch das nötige Rüstzeug erhalten. Je länger ich in der praktischen Arbeit stehe, desto klarer wird mir, dass der Mensch vor allem mit Illustrationen lernt, sei es in Bildern, Gleichnissen oder im praktischen Alltag. Einsicht allein stellt noch lange keine Garantie für eine Aenderung dar. Nicht schöne theoretische Konzepte sind nötig, sondern Uebungsmöglichkeiten dazu, wie Empfindungen und konkrete Verhaltensweisen erlebt, geändert werden können.

Mir scheint, dass zwischen einem Sozialberater, der Familienberatungen durchführt, und einem Erzieher im Heim nur noch kleine Unterschiede bestehen. Beide haben jedenfalls die Aufgabe, Bedürfnisse befriedigen zu helfen, Verschüttetes freizulegen, Fähigkeiten, Begabungen und Gemeinsamkeiten zu fördern, Selbständigkeit zu vermitteln, Beziehungen zu verbessern, den Menschen wirklich Mensch werden zu lassen.

Literaturverzeichnis:

- ARNOLD, W., EYSENCK, H. J., MEILI, R.: Lexikon der Psychologie, Harder, Freiburg 1971.
 Arbeitsteam SCHILLINGER, E.: Probleme der Zusammenarbeit zwischen Fürsorgestellen und Heimen für Kinder und Jugendliche, Sozialarbeit Heft 9, 1972.
 BERGOLD, J. B.: Entspannungstraining nach Jacobson, Vervielfältigung.
 BICHSEL, E.: Vernünftige Erziehung, Separatdruck Jahresbericht Jugendsekretariat Andelfingen, 1973.

- GORDON, Th.: Familienkonferenz, Ex Libris, Zürich 1974.
 HALEY, J.: Familientherapie, in Handbuch der Ehe — Familien- und Gruppentherapie, Kindler 1973.
 KUHLEN, V.: Verhaltenstherapie im Kindesalter, Juventa, München 1972.
 LINDEMANN, H.: Autogenes Training, Bertelsmann, Gütersloh.
 MASLOW, A. H.: Psychologie des Seins, Kindler, München 1973.
 MEIERHOFER, M., KELLER, W.: Frustrationen im frühen Kindesalter, Huber, Bern 1973.
 PERREZ, M., MINSEL, B., WIMMER, H.: Elternverhaltenstraining, O. Müller, Salzburg 1974.
 RIESEN, R.: Arbeitstagung: Teamarbeit im Jugendsekretariat, 1973.
 SATIR, V.: Selbstwert und Kommunikation, Pfeiffer, München 1975.
 SCHWAEBISCH, L., SIEMS, M.: Anleitung zum sozialen Lernen für Paare, Gruppen und Erzieher, Rowohlt 1974.
 VOPEL, K. V., KISTEN, R. E.: Kommunikation und Kooperation, Pfeiffer, München 1974.
 WELTER-ENDERLIN, R.: Verhaltenstherapie in der Sozialarbeit, Schriftenreihe des SBS, Bern 1973.
 WELTER-ENDERLIN, R.: Wandlungen im Familiensystem, in Das cerebral gelähmte Kind, Heft 4/1974.
 WELTER-ENDERLIN, R.: Familientherapie als Alternative zur Fremdunterbringung, Zeitschrift Ehe, Nr. 4/1975.
 WELTER, Rud.: Psychische und soziale Bedürfnisse hospitalisierter Kranker, VESKA, Heft Nr. 2/1975.
 WIDMER, R.: Ueberlegungen zum Projekt «Heilpädagogische Grossfamilie», Vervielfältigung.
 WOLPE, J.: Praxis der Verhaltenstherapie, Huber, Bern 1972.

Adresse des Verfassers:

E. Bichsel, Jugendsekretär, 8450 Andelfingen

1.2 Erwartungen an den Heimerzieher aus der Sicht eines Heimleiters

von H. Berger

1.2.1 Einleitung

Jeder Heimleiter macht im Laufe seiner Tätigkeit Erfahrungen mit verschiedensten Erziehern und Praktikanten aus Sozialschulen, aber auch mit Mitarbeitern ohne besondere pädagogische Grundausbildung. Selbst wenn in jedem Fall die Persönlichkeit des betreffenden Mitarbeiters von ausschlaggebender Bedeutung ist, bildet sich mit der Zeit doch eine immer mehr ins Detail greifende Erwartung an Ausbildung und Ausbildungsstätten. Gute oder schlechte Erfahrungen können auch dazu führen, sich für oder gegen die eine oder andere Schule zu entscheiden, welche die eigenen Erwartungen an die Ausbildung mehr oder weniger erfüllt. Was aber auf jeden Fall eintritt, ist die Tatsache, dass man anspruchsvoller, kritischer, sorgfältiger und auch konsequenter in der Auswahl seiner Mitarbeiter wird.

Im folgenden geht es mir darum, **aus der Perspektive eines Schulheimes** einige Punkte herauszugreifen, die mir besonders wichtig erscheinen. Dabei gehe ich von einem dezentralisierten, in Wohngruppen aufgeteilten Heim mittlerer Grösse aus und bin mir der

Relativität und Subjektivität einiger meiner Aeusserungen voll bewusst.

1.2.2 Führen, fordern, erziehen

So unpopulär der Ausdruck «Erziehungsheim» geworden ist — man übertrifft sich mancherorts im Herausfinden von Bezeichnungen, die sowohl «Heim» als auch «Erziehung» tunlichst vermeiden — so deutlich und klar ist uns allen, worin unsere Aufgabe besteht.

Erziehung, ob es sich um das einzelne Kind oder um eine Gruppe handelt, ist aber in positivem und umfassendem Sinn auch Führung. Dies ist auch der Grund, weshalb von einem pädagogischen Mitarbeiter im Heim etwas von dem erwartet wird, was man einmal als Führungseigenschaften bezeichnet hat, heute aber nicht mehr so offen in dieser Form zu nennen pflegt.

Führung, das heisst Führungstechnik, kann aber bis zu einem gewissen Grad erlernt und erarbeitet wer-

den, vorhandene Eigenschaften können gefördert werden, ohne einen «Alles-immer-besser-Wisser und -Köner» heranzubilden. Es ist schlechthin unwahr, dass sich Führungseigenschaften mit Teamfähigkeit nicht vertragen. Nicht nur im Lager und bei Unternehmungen ausserhalb des Gruppenhauses, sondern im Alltag wird vor allem geführt und geleitet, und zwar so, wie es den Kindern und der Situation entspricht.

Wir können aber weder erziehen noch führen, wenn wir nicht imstande sind, an uns und an die uns anvertrauten Kinder die Forderungen zu stellen, ohne die wir Pädagogen nicht auskommen können, um die wir uns nicht drücken dürfen.

Eine nur sogenannte therapeutische Haltung eines Pädagogen weist vielfach unter anderem auch darauf hin, dass es an der Ueberzeugung vom Sinn und Zweck fehlt, dass man kein Ziel sehen kann oder will. Die Fähigkeit, für die eigene Entwicklung offen zu sein, bereit zu sein, mit andern zusammen ein gemeinsames Ziel zu finden, setzt allerdings voraus, **dass man sich über den Sinn seines eigenen Lebens etwas mehr als nur einige Gedanken gemacht hat.**

1.2.3 Tragen, ertragen, frustrieren

Was unseren Beruf unter anderem von irgendeinem «Job» unterscheidet, ist auch das **Mitfühlen und Mitdenken** nicht nur mit den Kindern, sondern auch mit den Mitarbeitern. Sich von der Arbeit zu distanzieren oder gar Erfolge zu registrieren, ist ausserdem auch nicht sehr einfach, was ebenfalls zu einer Belastung führen kann.

Durchhalten können, scheinbar aussichtslose Situationen und Misserfolge ertragen zu können, in allen Schwierigkeiten die positiven Kleinigkeiten nicht übersehen, **die Erziehungsaufgabe immer wieder als Freude und Ansporn erleben** zu können, sind weitere Eigenschaften, die wir nicht ausser acht lassen können.

Zwar werden verschiedene Möglichkeiten angeboten, um den Mitarbeiter in seiner Arbeit zu stützen, nur können wir damit nichts ersetzen, sondern höchstens stärken und ergänzen.

Durchhalten heisst aber auch, **sich nicht in halbjährlichen Sprüngen von einem Heim ins andere abzusetzen**, um möglichst viel Erfahrung zu sammeln ohne Rücksicht auf die Erziehungsaufgabe.

Die Aufgabe sehr, sich selbst etwas weniger wichtig nehmen, wäre eine weitere Anforderung, welche auch als Humor bezeichnet werden könnte.

1.2.4 Fähigkeiten, Fertigkeiten, Erfahrung

Die ausgesprochene **Vielseitigkeit des Berufes** bringt es mit sich, dass alle Erfahrungen auf allen Gebieten irgendwie angewandt werden können. Die Arbeit mit Kindern im Heim zeigt bald, wie wertvoll Kenntnisse auf musikischem Gebiet, wie auch in Handfertigkeiten

und Programmtechniken sein können, selbst wenn sie sich weitab jeder Perfektion bewegen.

Arbeit mit sichtbarem und handfestem Material ist für Kinder und Mitarbeiter gleichermassen ein pädagogisch wertvolles Erlebnis, erfordert aber nicht nur Interesse, sondern auch eine gewisse praktische Vorbildung.

Erziehung findet nicht im sterilen Büro statt, Gespräche können nicht organisiert werden, in der Wohngruppe muss gelebt werden, bei sinnvoller Tätigkeit mit den Kindern zusammen erlebt werden, was Zusammenleben heisst. Dazu ist die eigene Erfahrungsgrundlage aus Familie und aktiver Mitarbeit in irgendeiner Jugendgruppe eine wichtige Voraussetzung.

1.2.5 Mitarbeit, Teamarbeit

Mit geradezu penetranter Ausdauer wird oft und fast überall von Team, Gruppe, von gemeinsamer Verantwortung und Solidarität gesprochen. Leider vergisst man dabei ebenso häufig, dass hinter diesen Worten, sollen sie wirksam werden, einiges an Anforderungen steckt. Mitarbeit beginnt nicht mit Mitbestimmung und hört auch nicht mit Kritik auf. Mitarbeit ist nicht erst dann Teamarbeit, wenn sie genau dem entspricht, was man sich selbst darunter vorstellt, **sondern das Ergebnis einer Zusammenarbeit, für die jeder zuerst einmal etwas tun muss.** Wir müssen uns an Regeln halten, um den andern nicht zu behindern, an Regeln, die scheinbar oft weitab sind von jeder Psychologie, jeder Sonderpädagogik und jedem Schulwissen. Zusammenarbeit zeigt sich in Kleinigkeiten, in alltäglichem Kram, sie zeigt sich darin, Weisungen und Anleitungen nicht a priori zu zerreißen, sondern das Vertrauen aufzubringen, anderen auch etwas zuzutrauen oder gar zu gehorchen. Es gilt, in Situationen zu bestehen, wo das Kind wichtiger ist als die eigenen Kompetenzen!

Wir arbeiten im Heim so nahe nebeneinander, dass wir nicht darum herum kommen, uns mit diesen Fakten real auseinanderzusetzen, und zwar nicht erst dann, wenn wir mitten in der Erziehungsarbeit stecken.

1.2.6 Berufsidentifikation

Wenn man sich dazu entschliessen kann, als Mitarbeiter in einem Heim Verantwortung zu übernehmen, muss man soweit kommen, sowohl zu seiner Tätigkeit als auch zur Institution Heim zu stehen. Bei aller Unzulänglichkeit eines Heimes im Vergleich zur Familie darf man die Früchte seiner Arbeit nicht einer allgemeinen Unsicherheit opfern und so die Kinder, um die es schliesslich geht, allein lassen. Die Ueberzeugung, zur Lösung eines Problems etwas beitragen zu können, einen wertvollen, vielseitigen Beruf ausüben zu können, muss jeden Erzieher dazu führen, offen und überzeugt zu seiner Aufgabe zu stehen.

Nebst aller Öffentlichkeitsarbeit liegt es doch zu einem wesentlichen Teil bei jedem Mitarbeiter selbst,

die Bedeutung seiner Aufgabe, überall wo es nötig ist, mit dem entsprechenden Gewicht zu vertreten.

1.2.7 Berufsbegleitende Ausbildung

Der akute Mangel an ausgebildeten Mitarbeitern in den Heimen hat seinerzeit dazu geführt, diese Ausbildungsmöglichkeit zu schaffen und geeignete Leute zu erreichen, für die eine Ausbildung an einer Tagesschule schon aus finanziellen Gründen gar nicht in Frage gekommen wäre. Die Heime haben dadurch die Möglichkeit, sich nicht nur Mitarbeiter für eine gewisse Zeit, wenn auch mit Einschränkungen, zu sichern, sondern auch **einen gewissen Einfluss auf die Ausbildung nehmen zu können.**

Die Erfahrungen mit Absolventen der berufsbegleitenden Ausbildung haben in unserem Heim gezeigt, dass verschiedene Probleme in diesem Zusammenhang wesentlich leichter gelöst werden können, wenn einige Punkte besonders beachtet werden.

Um eine möglichst gute Auswahl für Kinder und Mitarbeiterteam zu gewährleisten, ist eine längere Tätigkeit im Heim vor Beginn der Ausbildung nicht zu umgehen. Die Einflüsse und Belastungen während der Ausbildungszeit würden durch zusätzliche Schwierigkeiten im Team eine Zusammenarbeit verunmöglichen.

Ohne nun auch auf die finanzielle Seite des Problems einzugehen, scheinen mir die folgenden Tatsachen bezeichnend.

Während der Schulungstage, den Konzentrationswochen und erst recht im Theorieblock von 3 Monaten können Informationslücken entstehen, welche allen Beteiligten arg zu schaffen geben können.

Es stellt sich aber nicht nur das Problem der Information, sondern vor allem das der Ablösung während der Abwesenheit, mit allen sattem bekannten Nachteilen.

Im weitem muss man sich klar werden, wie die Aufgabenteilung für einen Mitarbeiter aussehen soll, der — alles einberechnet — 3 Tage pro Woche im Heim arbeitet.

Von den bereits erwähnten Einflüssen sei die Tatsache erwähnt, dass das Heim, vor allem zu Beginn der Ausbildung, ständigen Vergleichen ausgesetzt wird. Es ist verständlich, dass in den Gesprächen der Absolventen Erfahrungen ausgetauscht und bis ins Detail gehende Vergleiche angestellt werden. Der Übergang von der Theorie in die Praxis stellt hohe Anforderungen an die betreffenden Mitarbeiter, da er doch recht brüsk vollzogen werden muss. Mitarbeiter, welche an den Schulbetrieb nicht mehr, an den Heimbetrieb aber noch nicht gewohnt sind, können dabei etwelche Schwierigkeiten haben, die sich natürlich in irgendeiner Form auch in der Arbeit im Heim zeigen.

Wieweit sich alle diese Probleme lösen lassen, hängt weitgehend davon ab, wie gut die Zusammenarbeit

im Heim funktioniert und ob **die Absolventen der berufsbegleitenden Ausbildung** von den andern Mitarbeitern aufgenommen und akzeptiert werden.

Den verschiedenen Problemen stehen nun allerdings auch Vorteile gegenüber, die doch sehr stark ins Gewicht fallen und auf keinen Fall zu übersehen sind.

Die Absolventen des anderen Ausbildungsweges kommen aus dem Berufsleben. Sie kennen die Realitäten der Berufswelt und verfügen neben ihrer praktischen Berufserfahrung auch über **eine Lebenserfahrung**, die ihnen in ihrem neuen Beruf sehr zustatten kommt. Dieser Umstand kann für die ganze Mitarbeiterschaft eines Heimes zur Bereicherung werden.

Die Einflüsse aus der Schule bringen auch positive Impulse ins Heim, was nicht nur gut, sondern sogar notwendig ist, sofern **diese Impulse auf richtige Art und Weise integriert werden können und nicht nur Unruhe bringen.**

Das intensive Nebeneinander von Theorie und Praxis zwingt auch den Heimleiter, sich intensiv mit den Bedürfnissen und der Ausbildung seiner Mitarbeiter zu befassen. Dazu wird ihm Gelegenheit geboten, aktiv auf das Ausbildungsgeschehen Einfluss zu nehmen.

Der Ruf nach besserer praxisbezogener Ausbildung wird noch lange zu hören sein. Es ist jedoch ebenso eine Tatsache, dass die Impulse, welche die Schulen so nötig haben, eindeutig von den Heimen her kommen müssen. Neben der Praktikantenausbildung ist die Mitarbeit durch Aufnahme eines Absolventen der berufsbegleitenden Ausbildung eine solche konkrete Möglichkeit.

1.2.8 Schlussbemerkungen

Man könnte Vorstellungen und Erwartungen an den Heimerzieherberuf auch in einem Katalog darstellen. Mir scheint es aber wesentlicher, **aus den Erfahrungen des Heimlebens Schwerpunkte** zu setzen, die auf keinen Fall missachtet werden dürfen. **Eine Erzieherausbildung kann wohl nie vollständig sein, sie soll vielmehr Grundlagen bieten**, womit man später wirklich etwas anfangen, worauf man aufbauen kann. Wichtig aber bleibt die Forderung, dass eben diese **Grundlagen ganz und nicht bloss halb verstanden und verarbeitet sein müssen, bevor die Ausbildung zu Ende ist.** Es schadet unserer Arbeit im Heim wohl nichts mehr, als wenn zur allgemeinen Unsicherheit noch verschwommene Vorstellungen von Möglichkeiten beispielsweise der Psychologie oder der Soziologie ins Heim gebracht werden.

Selbst wenn es feststeht, dass auch ein Erzieher ständig auf der Suche sein soll, bleibt es unsere Aufgabe, unseren Anvertrauten mit dem wenigen, das für uns feststeht, Sicherheit und Führung angedeihen zu lassen.

Adresse des Verfassers:

Hans Berger, Heimleiter, Pestalozzihaus, 8607 Aathal

1.3 Gedanken eines Absolventen

zum ersten berufsbegleitenden Ausbildungskurs für Heimerzieher an der Schule für Soziale Arbeit, Zürich

von F. Gräub

Einer Gruppe von am Arbeitsfeld der Heimerziehung Interessierten war die Verwirklichung ihrer Pläne bezüglich Ausbildungsmöglichkeiten bis unlängst verwehrt geblieben. Keine der zur Verfügung stehenden Schulungsstätten hatte nämlich ein Ausbildungsprogramm vorgesehen, das in seiner Strukturierung diesen Bewerbern entsprochen hätte.

Es handelt sich dabei um Leute, die sich erst während dieser Tätigkeit in anderen Bereichen des Berufslebens mit einer Laufbahn in der Heimerziehung auseinanderzusetzen begannen. Die Gegebenheiten, von denen ihre Lebenslage zu diesem Zeitpunkt geprägt wurde, hielten sie aber von der Teilnahme an einem konventionell gestalteten Ausbildungskurs ab. Bei Interessenten, die für ihren eigenen Lebensunterhalt und, in etlichen Fällen, für denjenigen ihrer Familien aufzukommen haben, ist als gewichtigster unter den vielfältigen Hinderungsgründen ein nicht ausgleichender Lohnausfall hervorzuheben, den ein 2¹/₂jähriger Tagesschulbesuch unweigerlich mit sich bringt.

Der berufsbegleitende Ausbildungsweg für Heimerzieher berücksichtigt die besondere Situation der vorgängig geschilderten Anwärtergruppe:

- Anstellung als Erzieher in Ausbildung in einem an der BAH beteiligten Heim während der ganzen Ausbildungszeit von 2¹/₂ Jahren.
- Besuch der Schule an einem Tag pro Woche während verschiedener Konzentrationswochen und in einem Theorieblock.
- Existenzsichernde Entlohnung.
- Ein der Tagesschule gleichwertiges Diplom.

Den Initianten dieser neuartigen Ausbildungsform, den daran beteiligten Heimen, eröffnet sich mit der Einführung der BAH ein bis anhin ungenutztes Reservoir von Arbeitskräften.

Diese so gewonnenen Mitarbeiter bleiben, bedingt durch die Struktur des Kurses, den betreffenden Heimen im Normalfall während der ganzen Ausbildungsdauer erhalten.

In einigen Fällen ist der tatsächlichen Ausbildungsphase im gleichen Heim bereits ein teilweise recht langes Praktikum vorangegangen.

Berücksichtigt man weiter, dass die meisten Erzieher in Ausbildung in ihren Erzieherteams Plätze belegen, die für voll ausgebildete Mitarbeiter vorgesehen sind, so kann man wohl sagen, dass die BAH einerseits zur Senkung der Fluktuationsrate des Erzieherpersonals beiträgt und andererseits ausgleichend auf Angebot und Nachfrage des Heimerziehermarktes wirkt. **Es muss an dieser Stelle darauf hingewiesen werden, dass sich die im Verlaufe dieser Ausführungen gemachten Aussagen auf die Vorbereitungsphase des**

ersten BAH-Kurses an der Zürcher Schule und die Zeitspanne dieses Kurses von Herbst 1971 bis Januar 1974 beziehen.

Im Verlauf des Kurses hatte sich der Erzieher in Ausbildung mit abrupten Wechseln von der Schulbank in die Praxis und umgekehrt auseinanderzusetzen. Er sah sich teilweise unmittelbar nach Schulschluss, spätestens aber am darauffolgenden Tag mit der nüchternen Realität der Praxis konfrontiert.

In der einen Hand studierte er das Kochbuch und brachte gleichzeitig mit der anderen Hand die Kelle zur Anwendung. Bei entsprechender Handhabung ist dieser Zusammenhang eher als Erleichterung und Bereicherung, denn als hindernde Erschwernis für die Erziehungsarbeit zu werten, weil die beiden Bereiche, **Theorie und Praxis, als sich gegenseitig relativierende Kontrollinstanzen genutzt werden können.** Die verhältnismässig kurzen Phasen effektiver Schulzeit wurden dazu genutzt, den Kursteilnehmern einerseits in den verschiedenen Fachzweigen und Wissensbereichen Ansätze zu vermitteln und andererseits auf die grösseren interdisziplinären Zusammenhänge hinzuweisen; Voraussetzungen zu schaffen, die den Teilnehmern eine Weiterverarbeitung des Stoffes im Selbststudium ermöglichen sollten.

Es blieb dem einzelnen Studierenden selbst überlassen, in welchen Rahmen er seine Bemühungen zur persönlichen Wissensbereicherung stellen wollte oder konnte. Seitens der Schule wurde dieses Vorhaben insbesondere durch den Umstand erschwert, dass sich alle Beteiligten mehr oder weniger auf Neuland bewegten, was das Unternehmen zu einem eigentlichen Experimentierfeld werden liess.

Ob überhaupt und, wenn ja, in welchem Ausmass und zu welchem Zeitpunkt die Aufarbeitung des angebotenen theoretischen Stoffes letztlich vorangetrieben werden konnte, hing von den folgenden Zusammenhängen ab.

Der Erzieher in Ausbildung stand im praktischen Tätigkeitsfeld voll im Einsatz. Gleichzeitig hatte er die Präsenz in der Schule aufrecht zu erhalten. In den meisten Fällen war zusätzlich noch anderen Verpflichtungen gebührende Aufmerksamkeit zu widmen, wie zum Beispiel **beim verheirateten Studierenden einer Familie.**

Es bedurfte schon **einer ausgeprägten Motivation** sowie einer gesunden körperlichen und geistigen Fitness, um, unter Berücksichtigung der gegebenen Umstände, über eine längere Zeitspanne hinweg noch einem Selbststudium nachzugehen.

Das erfolgreiche Abschliessen der BAH hing nicht zuletzt von einer vernünftigen Gewichtung der vorgängig aufgezeigten Zusammenhänge ab.

Zur Lösung solcher wie auch anderer Probleme konnten seitens der Schule und der Heime entsprechende Instanzen zu Rate gezogen werden. Abgesehen von einzelnen Persönlichkeiten ist dabei vor allem an die Supervision zu denken.

Mit zunehmender Dauer wurde das Unterfangen aber dennoch immer ausgeprägter zur Willenssache, zu einer permanenten Streßsituation, zur Durststrecke.

Die Praxis zeigt, dass langfristiges, erfolgreiches erzieherisches Wirken, neben einem fundierten theoretischen Wissen, vor allem eine Frage der Erzieher-Persönlichkeit ist. Deshalb soll abschliessend darauf hingewiesen werden, dass, ganz abgesehen vom unmittelbar aus Schule und Praxis gezogenen Nutzen, die intensive Auseinandersetzung mit den vorgängig geschilderten Problemkreisen einen nicht zu unterschätzenden Beitrag zur Persönlichkeitsentwicklung der Teilnehmer darstellt.

Fredy Gräub

1.4 Ueber Ziele der Heimerzieher-Ausbildung aus der Sicht eines Schulleiters

von H. Kunz

Dieser Artikel geht der Frage nach, auf welche Ziele hin Heimerziehung heute zu arbeiten habe und welche Eigenschaften und Fähigkeiten der angehende Heimerzieher in seiner Ausbildung erwerben oder verstärken sollte.

Für die Mitglieder der Schweizerischen Arbeitsgemeinschaft der Heimerzieher Schulen (SAH) sind die «Schweizerischen Grundforderungen für die Ausbildung von Heimerziehern» verbindlich. Die gestellten Fragen sind dort wie folgt beantwortet:

Ziel jeder Erziehung ist die harmonische Entfaltung der Persönlichkeit, die ein angepasstes soziales Verhalten und das aktive Teilnehmen an der Kultur ermöglicht. Die **Heimerziehung** hat mit erschwerten Voraussetzungen zu rechnen, wie körperliche, seelisch-geistige Behinderung, Entwicklungsstörungen und ungünstige Beeinflussung durch die Umwelt. Daher ist sie ein helfendes und heilendes Tun, das in vermehrtem Masse wecken, fördern, festigen und ausgleichen will und gleichzeitig eine Verbesserung der Beziehungen zwischen dem Kind und seiner Umwelt anstrebt.

Die Tätigkeit des Heimerziehers erstreckt sich auf die **selbständige Führung und Betreuung von Gruppen** innerhalb einer Heimgemeinschaft, ausgenommen Schulunterricht und besondere Vorbereitungen auf eine Erwerbstätigkeit. In diesem Bereich gruppieren sich seine Aufgaben wie folgt:

- Individuelle pädagogische, heilpädagogische und pflegerische Betreuung.
- Auswertung der gruppenpädagogischen Möglichkeiten.
- Milieugestaltung und Sorge für die alltäglichen Bedürfnisse und die damit zusammenhängenden hauswirtschaftlichen Arbeiten.
- Aktivität in der Zusammenarbeit mit Mitarbeitern und der Heimleitung.
- Aktenführung und Berichterstattung.
- Kontakt mit Eltern, Versorgern, Fachleuten Psychiatern, Psychologen, Berufsberatern usw.), Lehrern und Lehrmeistern usw.

Eine auf diese Tätigkeit vorbereitende Ausbildung hat zum **allgemeinen** Ziel:

1. Die Förderung der werdenden Erzieherpersönlichkeit.
2. Die Vermittlung der für den Beruf erforderlichen theoretischen und praktischen Kenntnisse.
3. Entwicklung des elementaren beruflichen Könnens.

Als Bedingungen der Persönlichkeit sind in den Grundanforderungen formuliert:

1. Geistige Wachheit und Offenheit für höhere Werte. Positive Lebenseinstellung.
2. Körperliche und psychische Gesundheit; seelisch-geistige Belastungsfähigkeit und Beweglichkeit.
3. Gute Intelligenz und Begabung für praktische Tätigkeiten (manuelle und/oder sportliche und/oder musische)
4. Kontakt- und Beziehungsfähigkeit zu Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen; Einfühlungsvermögen, insbesondere gegenüber Menschen mit persönlichen und sozialen Schwierigkeiten.
5. Fähigkeit und Bereitschaft zur Zusammenarbeit und zum Zusammenleben in einer Heimgemeinschaft.

Die Grundanforderungen sind 1970 nach mehrjähriger Entstehungsgeschichte verabschiedet worden. Sie haben — soweit sie hier abgedruckt sind — an Gültigkeit bis heute sicher nichts eingebüsst. Es sind lediglich gewisse Akzente neu zu setzen, entsprechend den Merkmalen gegenwärtiger Entwicklung. Die Heimerziehung in der Schweiz entwickelt sich deutlich in Richtung einer **stärkeren Konzentration der Schwierigkeiten**. Dies hat, zusammen mit der Arbeitszeitverkürzung, zum **Wechsel vom Einmann-resp. Einfrau-System in der Gruppe zum festen Zweier- bis Viererteam geführt**. Gleichzeitig hat der **Einsatz von Spezialisten** im Heim stark zugenommen. Das erstgenannte Merkmal ist sicher das wichtigste und folgenschwerste. Infolge des erfreulichen Ausbaus der ambulanten Hilfsmöglichkeiten kommen eigentlich nurmehr Kinder mit schwereren Schä-

digungen in die Heime, insbesondere in diejenigen mit interner Schule. Wenn nun eine Heimgruppe als Lebensgruppe funktionieren soll, so erträgt sie nur ein gewisses Mass an erschwerenden Faktoren. Wird die Schwelle des Erträglichen überschritten, so ändert sich die Szene radikal: **aus der «Heim»-gruppe wird eine «Klinik»-gruppe.** Der Austausch von Kräften der Kinder oder Jugendlichen untereinander und zwischen Kindern und Erziehern wird ersetzt durch Mechanismen der Absicherung und der Kompensation. Die Gruppe ist nicht mehr Organismus, sondern lediglich noch Konglomerat. Der Erzieher kann die Mittel der Gruppenerziehung nicht mehr einsetzen, und mit einer Summe von Einzelbetreuungen sieht er sich bald überfordert, auch dann, wenn das Team an sich gross genug ist. Die Ueberforderung besteht darin, **dass mit dem Mangel an selbsttragenden und selbstregulierenden Kräften in der Gruppe ein viel höheres Mass an eigenen Kräften durch den Erzieher eingegeben werden muss.** Diesen einseitigen Fluss der Kräfte bezeichne ich als Kliniksituation. Sie ist hier im Extrem geschildert. Ich glaube aber feststellen zu können, dass manche Heimgruppe nahe an der kritischen Grenze lebt. Ob deren Ueberschreiten vermieden werden kann, hängt von vielen Faktoren ab, am stärksten davon, wie gut das Erzieherteam funktioniert. Für dieses Anliegen muss nun ein beträchtliches Mass an Zeit, Kraft und Geschick investiert werden.

Der von Ueberforderung bedrohte Erzieher sucht nach Hilfe und findet sie beim ärztlich und psychologisch geschulten Spezialisten. Ein altes Postulat: Hilfe durch Fachkräfte, ist damit in Erfüllung gegangen. Der Heimerzieher wird dadurch zum Partner des Akademikers.

Es ergibt sich nun von selbst, was in der Zielformulierung und im Anforderungsprofil unterstrichen werden muss: Es werden, kurz gesagt, an die Erzieherpersönlichkeit und an die Ausbildung erhöhte Anforderungen gestellt. Ich möchte einige Konsequenzen der genannten Merkmale weiter verfolgen. Im Zentrum der Problematik steht wie immer die **Erzieherpersönlichkeit.** Körperliche und psychische Gesundheit, Belastbarkeit und Beweglichkeit sind also wichtiger denn je. Ganz allgemein müsste man erhöhte Leistungsfähigkeit fordern. — Diese Kriterien müssen bereits im Aufnahmeverfahren berücksichtigt werden. Wer damit zu tun hat, weiss, wie schwierig diese Aufgabe ist. Ein differenziertes Wesen ist oft mit Sensibilität verbunden, und wer sensibel ist, ist verletzlicher. Wie steht es denn mit der Belastbarkeit? Oder: Ein junger Mensch, der einen erschweren Lebensweg hinter sich hat, wird vertieftes Verständnis für geschädigte Kinder aufbringen. Wird ihm aber seine Vergangenheit nicht im Wege stehen im erzieherischen Tun? — Der Blick auf die gesteigerten Berufsanforderungen vermindert eindeutig die Risikofreudigkeit der Aufnahme-Instanzen. Das führt uns aber in eine paradoxe, eigentlich recht missliche Situation: Der Beruf, für den wir ausbilden, verlangt vom Ausübenden, dass er sich an die positiven Züge seiner Zöglinge hält und dass er den Mut, zu hoffen, nicht aufgibt. Wer als Ausbildner noch Erzieherblut in den Adern hat, wird diese Haltung bewahrt haben. Im Aufnahmeverfahren aber darf er

sich nicht von ihr leiten lassen. Denn die Schwierigkeiten, die sich später ergeben, wenn wir ungeeignete Bewerber aufnehmen, sind so gross, dass die Regel: «Im Zweifelsfall für den Angeklagten» nicht befolgt werden kann.

Dass im Zeichen erhöhter Anforderungen auch eine gute Intelligenz erforderlich ist, versteht sich von selbst. Wenn jedoch nur so leicht auszumachen wäre, wie intellektuelle, soziale und praktische Intelligenz in ihren unterschiedlichen Anteilen zu gewichten sind! Auch hier kommen wir gelegentlich zu einem Nein, bei dem uns nicht recht wohl ist: Wenn wir Bewerber abweisen, welche sich über gute erzieherische Fähigkeiten ausweisen können, von denen wir aber annehmen müssen, dass sie in den theoretischen Fächern überfordert wären.

Die Partnerschaft mit Akademikern ist ein Grund mehr, ein angemessenes intellektuelles Niveau zu halten. Von hier aus stellt sich auch die Frage nach dem Grad wissenschaftlicher Fachkenntnisse. Auf das gleiche Problem stossen wir, wenn wir prüfen, welches fachliche Rüstzeug der Erzieher angesichts der vermehrten Schwierigkeiten benötigt. Ich möchte hier einige Gedanken über den Stellenwert der Psychologie äussern. (Unter fachlichem Rüstzeug verstehe ich natürlich die ganze Breite der vermittelten Kenntnisse und Fähigkeiten.) — Dass die Lehren vom normalen und abweichenden menschlichen Verhalten eine unentbehrliche berufliche Hilfe darstellen, ist unbestritten. In den Grundanforderungen ist der psychologisch-medizinische Stoffkreis mit mindestens 260 Lektionen dotiert, der pädagogische Stoffkreis mit 360. Die angehenden Heimerzieher erwarten von der Psychologie nichts Geringeres, als dass sie ihnen das Geheimnis Mensch enträtselt. Die Gefahr besteht nun darin, dass man ihnen für ihren Hunger angesichts der unübersehbaren Fülle an Stoff und der nur zu leicht übersehbaren Stundenanzahl ein «Hors d'œuvre» an Theorien serviert, welches nur schwer verdaulich ist. Auf einmal glaubt der Schüler, Psychologe werden zu müssen, um erziehen zu können. Er soll aber den Mut haben, «nur» ein Erzieher, dafür ein **kompetenter Erzieher** zu werden, der psychologische Kenntnisse einbaut, so weit er sie versteht. Und dazu helfen ihm die elementaren Grundkenntnisse, welche ganz integriert und deshalb umsetzbar sind, am besten. Der Psychologie-Unterricht muss die Augen schärfen für das genaue Wahrnehmen von Verhaltensweisen und muss zum Nachdenken über Zusammenhänge anleiten. Er muss die Grundlage liefern für das Verständnis von Krankheitsbildern und muss es dem Erzieher ermöglichen, die Sprache des Fachmannes zu verstehen (nicht aber notwendigerweise auch zu sprechen).

Je spezialisierter die Heimerziehung wird und je differenzierter die Spezialdienste werden, desto wichtiger ist es, dass die eigentlichen Bezugspersonen im Heim, die Erzieher, bei aller Massarbeit den Blick für den Menschen als Ganzes behalten. Das können sie, wenn sie über der Frage nach dem Verhalten auch die Frage nach dem **Wesen** des Kindes oder Jugendlichen offen behalten und wenn da noch Raum für das Geheimnis des Einmaligen bleibt.

Aufnahmekriterien der Schweizerischen Grundanforderungen für die Ausbildung von Heimerziehern

Die «Grundforderungen» (im folgenden wird nur diese Kurzform verwendet) sind zusammen mit dem Statut die grundlegenden Dokumente der Schweizerischen Arbeitsgemeinschaft der Heimerziehschulen (SAH). Sie sind ein mühsam erarbeitetes Kompromisswerk, ein gemeinsamer Nenner für die Zusammenarbeit sehr unterschiedlich geprägter Ausbildungsstätten. Seit ihrer Gründung im Jahre 1970 hat die SAH eine Entwicklung durchgemacht, in welcher sich die Ausbildungen angenähert haben. Ziel dieses Prozesses ist aber nicht Gleichförmigkeit, sondern Gleichwertigkeit. Wenn im folgenden auf die Grundanforderungen Bezug genommen wird, so muss der Vorbehalt gemacht werden, dass es sich um eine frühere Momentaufnahme handelt, welche laufend den neuen Gegebenheiten anzugleichen ist.

Im Artikel «Ueber Ziele der Heimerzieher-Ausbildung — Sicht eines Schulleiters» sind abgedruckt: Erziehungsziel allgemein, Ziel der Heimerziehung, Funktion und Aufgabenkatalog des Heimerziehers, allgemeines Ausbildungsziel sowie aus den Aufnahmebedingungen die Bedingungen der Persönlichkeit. Die Bestimmungen über Vorbildung, Alter und über das Vorpraktikum wurden 1975 neu formuliert. Auf die Lehrplan-Intentionen der Grundanforderung wird in einem späteren Artikel eingegangen.

Zu erwähnen ist noch, dass es sich hier um **Mindestanforderungen** handelt.

Vorbildung

1. Schul- und Berufsbildung

Diese sollen im ganzen mindestens 12 Jahre umfassen und einer der folgenden Mindestvarianten entsprechen:

- a) 9 Jahre qualifizierte Volksschule und 3jährige abgeschlossene Berufslehre;
- b) Volksschule und Mittelschule (Diplom-Mittelschule, Handelsschule, Gymnasium, usw.) mit Abschluss. Erfolgt der Abschluss am Ende des 11. Schuljahres, so wird zusätzlich ein Jahr qualifizierende Tätigkeit* verlangt;
- c) 10 Schuljahre (10 Jahre qualifizierte Volksschule oder 9 Jahre qualifizierte Volksschule ergänzt durch einjährigen Handelskurs oder ähnliche Weiterbildung), dazu 2 Jahre qualifizierende Tätigkeit.

2. Besondere Kenntnisse und Fertigkeiten

Folgende Kenntnisse und Fertigkeiten sind bei Beginn der Ausbildung wünschbar und spätestens bis zu deren Abschluss auszuweisen:

- a) Absolvierung eines Samariterkurses nach den Richtlinien des Schweizerischen Roten Kreuzes und des Schweizerischen Samariterbundes, oder Spitalpraktikum*, ergänzt durch Nothelferkurs.
- b) Maschinenschreiben

* Die Begriffe qualifizierende Tätigkeit und Spitalpraktikum sind bis 1977 zu definieren.

3. Praxis-Erfahrung

Vor Beginn der Ausbildung muss sich der Bewerber über angemessene Erfahrung im erzieherischen Umgang mit Kindern und/oder Jugendlichen ausweisen können. Bei Schulen mit berufsbegleitender Ausbildung kann diese Vorerfahrung in der Probezeit im Heim erworben werden. Für Schulen mit gemischter Ausbildung ist ein Sonderstatus in Vorbereitung.

Alter

Bei Ausbildungsbeginn müssen die Absolventen das 19. Altersjahr zurückgelegt haben.

Zur Aufnahmepraxis

Im Jahresbericht 1975 der Heimerziehschule Rorschach wurde das dort übliche Aufnahmeverfahren dargestellt. Wir stellen es hier vor als **eine** Möglichkeit. Die meisten Elemente kommen auch in der Praxis der andern Schulen vor. Die zeitaufwendigen Aufnahmegespräche werden andernorts teilweise durch Informationen im grösseren Kreis und/oder durch Gespräche in kleinen Gruppen ersetzt. Unterschiedlich gehandhabt und gewichtet werden Testverfahren. Die «Praxis Rorschach» erhebt keineswegs den Anspruch auf Vorbildlichkeit.

«Wir haben im Jahre 1975 für 165 Interessenten etwa 275 Gesprächsstunden aufgewendet. Dieser Zahl steht der Durchschnitt von jährlich 36 Aufnahmen gegenüber. Unser Anmeldeverfahren verläuft in der Regel folgendermassen: Interessenten erhalten den Prospekt und melden sich dann zu einem Gespräch. Zeichnet sich im ersten Gespräch die Möglichkeit des Schuleintritts im Verlaufe der nächsten 1½ Jahre ab, so führt anschliessend ein weiteres Teammitglied das zweite Gespräch. Die Gespräche werden protokolliert und die Eindrücke ausgetauscht. — Anmeldeformulare werden nur dann abgegeben, wenn eine Aufnahme in Betracht kommt. Das heisst, dass die Aufnahmebedingungen der Schweizerischen Grundanforderungen für die Ausbildung von Heimerziehern erfüllt sein müssen bezüglich Vorbildung und im Blick auf die Persönlichkeitsstruktur. In der Mehrzahl der Fälle muss noch ein Vorpraktikum vermittelt werden. — Die Aufnahmekommission, bestehend aus 3 Mitgliedern des Schulteams und 3 weiteren Mitgliedern (Heimleiterin, Schulpsychologe, Leiter der Schule für Sozialarbeit St. Gallen), entscheidet aufgrund folgender Unterlagen: ausgefülltes Anmeldeformular mit ausführlichen Angaben über die Vorbildung, ausführlicher, handschriftlicher Lebenslauf, Erfahrungsbericht über das Vorpraktikum, Schul- und Arbeitszeugnisse, Kursausweise, 2—3 Referenzen, schriftlicher Bericht des Heimleiters über den Verlauf des Vorpraktikums, Protokolle der Aufnahmegespräche. — **Die wichtigsten Kriterien sind dabei: Bewältigung der Ausbildung nach intellektueller Begabung, Reife und Fähigkeit zum Bestehen in einer Gruppe, erzieherische Fähigkeiten, Teamfähigkeit, Belastbarkeit.** Natürlich geben die Grenzfälle am meisten zu reden. Gelegentlich wird eine psychologische Abklärung verlangt. Dieses Verfahren hat

sich bewährt. Fehlentscheidungen lassen sich zwar nicht vermeiden, sind aber eher selten. Das zeigt sich darin, dass im Durchschnitt nicht mehr als eines von 16 bis 19 Klassenmitgliedern die Ausbildung vorzeitig verlässt bzw. verlassen muss. Von 140 diplomierten Erzieherinnen und Erziehern seit Herbst 1971 haben 104 während mindestens eines Jahres in der Heimerziehung gearbeitet; 13 sind in Kindergärten oder ambulante Dienste eingetreten, und von den restlichen 23 Absolventen haben nur 11 überhaupt nicht im Beruf gearbeitet. — Negative Entscheide der Aufnahmekommission werden schriftlich begründet, auf Wunsch noch zusätzlich im Gespräch. Dies ist wichtig, weil ja zumeist persönliche Faktoren den Ausschlag geben und eine Absage die Betroffenen sehr verunsichern kann. Die Möglichkeit, an die kleine Schulkommission zu rekurrieren, wurde erst

einmal benützt. Ich möchte hier den wichtigen Beitrag der auswärtigen Mitglieder der Aufnahmekommission anerkennen und verdanken.

Die Schweizerische Arbeitsgemeinschaft der Heimerzieher Schulen hat 1975 die Aufnahmebedingungen etwas angehoben. Die Volksschule muss auf der qualifizierten Stufe (Sekundarschule) abgeschlossen sein, und wer nicht mindestens eine 3jährige Lehre abgeschlossen hat, muss ein 10. Schuljahr absolvieren. Durch diese Forderung sollen allzugrosse Unterschiede in der schulischen Vorbereitung innerhalb einer Klasse vermieden werden.

Adresse des Verfassers:

Hans Kunz, Heimerzieher Schule,
9400 Rorschach

2. Die Ausbildung

2.1 Die schweizerischen Grundanforderungen für die Ausbildung von Heimerziehern

von P. Hofer

2.1.1 Zur Entstehungsgeschichte der Grundanforderungen

1949 hatte die «Schweizerische Landeskonferenz für soziale Arbeit» (heute: «Schweizerische Landeskonferenz für Sozialwesen») ein «Merkblatt für die Schulung von Leitung und Personal in Heimen für Kinder und Jugendliche» herausgegeben. (1)

1955 wurde das «Merkblatt» mit nur geringfügigen redaktionellen Veränderungen in 2. Auflage als «Richtlinien für die Schulung von Leitung und Mitarbeitern» herausgegeben. (2)

1961 setzte die Landeskonferenz eine «Arbeitsgruppe für die Schulung von Heimpersonal» ein mit dem Auftrag, die Schulungsrichtlinien zu überarbeiten und eine Neufassung vorzubereiten, in welcher den veränderten Voraussetzungen und Anforderungen Rechnung getragen wird. (Ueber die Mitwirkung der verschiedenen Institutionen gibt die Tabelle am Schluss des Artikels Auskunft.)

1963 kamen diese revidierten «Richtlinien für die Schulung von Leitung und Mitarbeitern in Erziehungsheimen für Kinder und Jugendliche» heraus. (3).

Sie enthielten in knappster Form Angaben über

- die Tätigkeitsbereiche im Heim und ihre Anforderungen
- Grundsätzliches zur Schulung
- Angaben über Finanzierungsmöglichkeiten der Schulung.

In einem 1. Anhang waren Schulungsprogramme für die einzelnen Tätigkeitsbereiche (Heimleiter[in], Heimerzieher[in] u. a.) tabellarisch zusammengestellt, und ein 2. Anhang gab konkrete Auskünfte über die Schulungsmöglichkeiten an den verschiedenen Ausbildungsstätten und von verschiedenen Fachverbänden und Institutionen.

1968 wurden diese Richtlinien neu aufgelegt. Text und 1. Anhang blieben unverändert, die Angaben im 2. Anhang wurden auf den derzeitigen Stand gebracht.

1964 revidierte die Arbeitsgruppe Schulung auch die von der Landeskonferenz erstmals 1959 herausgegebenen «Richtlinien für die Organisation von Erziehungsheimen für Kinder und Jugendliche». (4) Im Verlauf der Arbeit an diesen Organisations-Richtlinien erwuchs das Bedürfnis, neu auch Praktikumsrichtlinien zu schaffen. In einer Arbeitsgruppe am 21./22. Mai 1965 in Rüdlingen wurden die Probleme gründlich diskutiert und mögliche Lösungen erörtert. Eine breit angelegte Umfrage des Landes-